

13. Berliner Colloquium zur Zeitgeschichte

Wiedergelesen: Barbara Tuchman, *August 1914*

Konzept: Bernd Greiner, Dierk Walter (beide Hamburger Institut für Sozialforschung)

Konferenzsprache: Deutsch

6. und 7. Dezember 2013

Im Gespräch

Berliner Colloquien zur Zeitgeschichte: Warum haben Sie das 1962 publizierte Buch von Barbara Tuchman als Aufhänger für eine Diskussion über den Ersten Weltkrieg gewählt? Was kann uns dieser Text heute noch sagen?

Zweifellos ist Tuchmans Buch in mancher Hinsicht antiquiert, etwa mit Blick auf die Alltagsgeschichte des Krieges oder dessen transnationale Verflechtungen. Befremdlich ist auch die Nonchalance, mit der Tuchman sich einer eingehenden Darstellung Österreich-Ungarns entledigt; oder dass sie die Julikrise nur in groben Zügen skizziert, obwohl die relevanten Quellen bereits zu ihrer Zeit nahezu vollständig zur Verfügung standen. Trotzdem: *August 1914* gilt zu Recht als Klassiker, weil die Autorin Sichtachsen in einem diskursiv überwucherten Terrain freilegt. Ihr hauptsächliches Interesse gilt der übersteigerten Angst vor einer Entwertung militärischer Machtmittel, der nicht minder maßlosen Sorge vor dem Verlust politischer Glaubwürdigkeit und schließlich dem Unwillen oder der Unfähigkeit, einen einmal eingeschlagenen Kurs trotz erkennbar ruinöser Kosten zu korrigieren. Damit wird das Jahr 1914 als Fluchtpunkt markiert: einerseits als Kulmination weit in das 19. Jahrhundert zurückreichender Traditionslinien, andererseits als Ursprung von Verwerfungen, die auch ein Jahrhundert später noch für Irritationen sorgen.

BCZ: Was bedeutet Angst vor einer Entwertung militärischer Machtmittel?

Im Grunde sind alle Seiten tief besorgt, als Militärmacht nicht ernst genommen zu werden. Frankreich führte ein nicht enden wollendes Selbstgespräch über die Schmach von 1870/71, Russland wollte partout die Niederlage gegen Japan vergessen machen, Großbritannien fürchtete, keine Mittel gegen eine hegemoniale Neuordnung des europäischen Festlands aufbieten zu können, Österreich-Ungarn deutete die Unruhen an der Peripherie des Vielvölkerstaates als provokante Herausforderung ums Ganze – und das kaiserliche Deutschland pflegte Ohnmachtsphantasien im schrillen Wehklagen über seine angebliche Einkreisung.

Europa wurde zur Bühne eines Überbietungswettbewerbs um Kriegskompetenz, begleitet von der Versuchung, diese Kompetenz bei günstiger Gelegenheit auch praktisch unter Beweis zu stellen. Daran lässt Tuchman keinen Zweifel.

BCZ: Das klingt wie die frühe Ausgabe einer heute populären These – dass nämlich alle Seiten den Kriegsausbruch gleichermaßen zu verantworten haben.

Ganz so einfach sieht Tuchman die Dinge nicht. Zwar betont sie, dass in der Julikrise alle Seiten unverantwortlich gehandelt haben. Überall gaben Politiker den Ton an, die weder ein Gespür für die eigensinnigen Konsequenzen ihres Handelns noch die Bereitschaft mitbrachten, sich in die Lage von Konkurrenten und Gegnern zu versetzen. Ob bei Hofe oder in Staatskanzleien – die meisten verhielten sich wie Zocker, erhöhten das Risiko, glaubten, die Gefahr beherrschen zu können, weil eine Politik des stetig erhöhten Einsatzes ja auch in der Vergangenheit gut gegangen war. Aber dennoch sollte man die Politik des deutschen Kaiserreichs nicht weichzeichnen. Als Berlin am 5. Juli seinem österreichischen Bündnispartner die bedingungslose Unterstützung zugesagt und sich mit diesem Blankoscheck der Handlungslogik Wiens unterworfen hatte, erklärte es zugleich einen Abgesang auf die Diplomatie. Damit kam ein riesiger Stein ins Rollen und es wurde eine kaum steuerbare Dynamik ausgelöst. Man kann die Dinge drehen und wenden wie man will: Aus dieser Verantwortung ist die deutsche Politik nicht zu entlassen. Und es scheint an der Zeit, hinter diese These Tuchmans ein Ausrufezeichen zu setzen – angesichts einer Vielzahl neuerer Publikationen, in denen in erster Linie von einer Verkettung unglücklicher Umstände, von Zufall und Kontingenz die Rede ist. Tuchman erinnert daran, dass es eben nicht allein vom Zufall abhängt, ob Handlungsspielräume eröffnet, verengt oder geschlossen werden, dass auch in offenen Entscheidungssituationen am Ende immer noch entschieden wird und dass die auf Schwarz fallende Kugel nur deshalb ein Desaster auslöst, weil jemand vorher alles auf Rot gesetzt hat.

BCZ: Zu den unter Historikern noch immer strittigen Fragen gehört, ob man mit einem langen oder kurzen Krieg rechnete, wie groß also die Risikobereitschaft tatsächlich war.

Diesbezüglich lässt sich Tuchmans Position in einem Satz zusammenfassen: Etwas zu sehen, heißt noch lange nicht, es zu verstehen. Damit formulierte sie eine These, deren Plausibilität auch im Licht heutiger Forschung nicht verblasst ist: Wäre den Akteuren des Sommers 1914 tatsächlich klar gewesen, welche Art von Krieg sie riskierten – sie hätten die Notbremse gezogen.

BCZ: Sie sprachen eingangs davon, dass Tuchman auch längerfristige Verwerfungen in den Blick nimmt, die vom Ersten Weltkrieg ausgingen. Worauf kam es ihr hauptsächlich an?

Barbara Tuchman spielte mit keinem Wort auf die Konfrontation der Supermächte nach 1945 an. Und doch war offensichtlich, dass ihre Lesart des Jahres 1914 unter dem Eindruck des Kalten Krieges stand und dass sie umgekehrt mit dem Blick in die Vergangenheit das politische Terrain ihrer eigenen Zeit kartographieren wollte. Tatsächlich lassen sich die Reizthemen des Kalten Krieges in der politischen Grammatik des frühen 20. Jahrhunderts beschreiben: In beiden Epochen dominiert die Angst vor dem Verlust von Kriegsführungsfähigkeit, wird ein überhitzter Kampf um Glaubwürdigkeit geführt. Und hier wie dort wurde mit dem wichtigsten Kapital in der internationalen Politik Schindluder getrieben: Vertrauen wurde aufgebracht, Misstrauen gezüchtet. Einer plumpen Parallelisierung redet Tuchman keineswegs das Wort. Es ging vielmehr um politische Denkhaltungen und Einstellungsmuster von bemerkenswerter, auch durch Katastrophen nicht zu erschütternder Hartnäckigkeit. Nicht zuletzt deshalb ist *August 1914* ein Buch von bleibendem Wert.